

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 219.

Donnerstag, 19. September.

1929.

(9. Fortsetzung.)

Der neue Inspektor.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Robert Misch.

Der Alte schäumte innerlich vor Wut. Er hatte Lisbeth die Kellerschlüssel anvertraut, aber strengsten Befehl gegeben, nur auf seine besondere Ordre Wein herauszugeben. Hatte nun der verdammte Inspektor, der sich in alles einmischte, solche Ordre vorgeschickt, oder hatte Lisbeth auf eigene Verantwortung gehandelt?

Schaudernd überschlug er im Geiste die Summen, die dieser edle Wein einfiel, freilich nicht ihn gekostet hatten. Aber was wollte er machen — es war zu spät. Er hörte mit etwas saurer Miene die Lobsprüche an, die diese Kenner den edlen Marken spendeten.

Dem Inspektor wollte er aber heute abend seine Meinung gründlich sagen, und seiner Gans von Tochter auch.

Am liebsten hätte er Platen gleich abgefanzelt, wäre es nur möglich gewesen. Saß der Mensch nicht da und lächelte ganz unbefangen und vergnügt! Ja, er animierte die Herren noch und ging selbst umher, leere Gläser gleich wieder zu füllen. Als ob sie nicht schon von selbst genug pichelten.

Die Stimmung hob sich aber sichtlich, die Unterhaltung wurde immer lauter und lärmender. Sogar der Dekonomierat wurde davon angesteckt. Da sie ihm schon seine teuren Weine austranken, wollte er wenigstens selbst etwas davon haben.

Nach Tisch kam der Kaffee. Die große Tafel wurde abgeräumt und in kleinere Tische zerlegt, an denen sich die Herren zum Skat und Hazard niederließen. Auch der Wirt selber vertiefte sich in einen soliden Skat. Glücksspiele waren ihm natürlich verhasst. Beim Skat konnte man das Glück zwingen, und er spielte gut, wie er alles gut und gründlich ausführte.

Auch verschmähte er es durchaus nicht, seinen Gegner zu bemogeln, wenn es irgend anging. Das war in seinen Augen erlaubte Notwehr, wie man etwa den Staat bei den Steuern und durch Einschmuggeln zollpflichtiger Gegenstände betrügen durfte, ohne sich in seinen Augen etwas zu vergeben.

Plötzlich fiel dem Dekonomierat die obligate Bowle ein, die jetzt nach altem Brauch serviert werden mußte. Ein sehr vernünftiger Brauch übrigens. So, wie er sie machte, kam er bedeutend billiger weg, als wenn sie seine guten Weine weiter verteilten.

Nun hatte er zwar seiner Tochter genaue Anweisungen gegeben. Der billige Mosel natürlich als Grundlage, dazu viel Selter- und Zuckerwasser, zuletzt ein Schuß Kognak und ganz wenig von dem billigen Bowlenfett, höchstens eine Flasche.

Aber wahrscheinlich mißchte der Inspektor sich wieder hinein; der junge Mann steckte ja seine Nase in alles. Richtig, er war plötzlich verschwunden. Rosoff bat den Pastor, der eben bei ihm liebte, ihn zu vertreten, und ging schleunigst nach der Milchammer, die als ein kühl und ebenerdig gelegener Raum bei solchen Gelegenheiten als Vorratskammer für den Wein benutzt wurde.

Platen hatte Lisbeth, die sich als Dame nicht besonders darauf verstand und auch sonst viel zu tun hatte, die Bowlen- und Weinorgen abgenommen. Mit Jochens Hilfe war er eben dabei, die Mischung in einer großen, sonst für die Milch benutzten Emaillewanne vorzunehmen.

Sie wich freilich bedeutend von dem Rezept des Dekonomierats ab und bestand aus dem besten Rheinwein, viel französischem Sekt, ein wenig Zucker, noch weniger Selterwasser und gar keinem Wasser. Dazu frische Pfirsiche, die er von Stettin hatte kommen lassen.

Zum Glück sah Jochen rechtzeitig den Alten herankommen; in größter Eile brachten sie deshalb die leeren Flaschen in einen kleinen Nebenraum. Sie waren eben fertig damit, als der Gutsbesitzer eintrat.

Er stutzte; dann machte er sein grimmigstes Gesicht. „Das besorgen Sie auch? — Wo ist denn meine Tochter?“

„Das gnädige Fräulein hat keine Zeit und hat mich deshalb gebeten, die Bowle für sie zu machen. Ich verstehe mich nämlich auf Bowlen. Sie können ganz ohne Sorgen sein, Herr Dekonomierat.“

Der Alte antwortete höhnisch:

„Ja, das glaube ich ... Sie verstehen es, einem den Keller auszurauben.“

„Wie meinen das der Herr Dekonomierat?“ fragte Platen unschuldig, mit einem ganz ernsthaften Gesicht, während er sich innerlich köstlich amüsierte.

„Wie ich das meine?“ brummte der Alte wütend. „Was ist Ihnen denn eingefallen, meinen kostbaren Rospon und gar den Rüdesheimer, meine feinste Marke — ?! Glauben Sie, den habe ich gestohlen?“

„Nicht doch, der Herr Dekonomierat haben ihn geerbt“, erwiderte er schelmisch. „Aber das ging doch gar nicht anders. Die Herren machten ihre Bemerkungen über den Mosel und ließen ihn einfach stehen. Wir hätten uns ja fürchterlich blamiert.“

„Das ist meine Sache, Herr Inspektor! Der Mosel ist gar nicht schlecht —“

„Das ist nun wiederum Geschmacksache, Herr Dekonomierat!“

Der Inspektor war ganz sicher angetrunken, sonst würde er ihm nicht so lede Antworten gegeben haben. Überhaupt, weil der Mensch tüchtig war und wußte, sein Chef war mit ihm zufrieden, deshalb fühlte er sich nun, mischte sich in alles hinein, nahm sich Redereien heraus.

Eben wollte er ihm ordentlich seine Meinung sagen, ihn gründlich in seine Schranken zurückweisen, als er zur rechten Zeit noch Jochens grinsende Frage sah, ganz Spannung und Wonne.

Das Schauspiel wollte er dem Kerl doch nicht bereiten. Damit sie morgen in Treßin und in der ganzen Nachbarschaft klatschten, er hätte seinem Inspektor eine Szene gemacht, weil er einen besseren Wein auf den Tisch gesetzt hatte.

So überhörte er die letzten Worte, verschob die Abrechnung auf später und ließ sich einen Pössel geben, um die Bowle zu kosten.

„Hm, hm!“ Er laute das Getränk förmlich auf der Zunge. „Kommt mir etwas stark vor. Was ist denn da alles drin?“

„Nur Mosel, Selter- und Zuckerwasser, ein Schuß Kognak und eine Flasche Bowlenfett ... genau nach Ihrem Rezept!“

„So ... aber noch viel zu stark! Kann noch etwas verlängert werden.“

Ohne sich um Platens langwerdendes Gesicht zu

kümmern, goß der Alte noch den Inhalt einiger Selterflaschen und gewöhnliches Wasser in die wohlberechnete und geglühte Mischung, warf danach Zucker hinein und kostete dann das Gebraü wiederum.

„So — jetzt scheint's ja so einigermaßen . . . Und nun schnell einfüllen!“

Mit nicht ganz unberechtigtem Mißtrauen ließ der Dekonomierat vor seinen Augen die Glasbowle füllen und nahm Zochen und das Gefäß gleich mit sich. Etwas verblüfft schaute ihnen Platen nach.

Aber das Glasgefäß hatte nur den vierten Teil der Mischung verschlungen. Den Rest verstärkte er durch Rheinwein und echten Champagner von neuem. Die Ehre des Hauses, in das er hineinheiratet wollte, lag ihm am Herzen. Die Gäste sollten nicht sagen, daß sie hier schäbig bewirtet worden seien.

Freilich, morgen, wenn der Alte seinen Keller revidierte — und das tat er zweifellos —, da würde es wohl ein Donnerwetter geben. Aber er fürchtete diesen Donner nicht mehr; der Gutsbesitzer brauchte ihn, er hatte den Löwen gezähmt. Auch würde er den Schaden gern aus seiner Tasche bezahlen. Und hochbefriedigt von seinem Werk, ging er in den Garten, zu den Gästen zurück.

Es dämmerte schon, und die Bowle war bereits zum dritten Male erneuert worden, als der Dekonomierat, der seit einiger Zeit Pech hatte, die Karten beiseite legte, um eine kleine Inspektionsreise anzutreten.

Von allen Seiten erscholl Lärm und Gelächter. In der großen Scheune kreischten, fiedelten, schrien und stampften sie wie die Verrückten. Ganz Tressin schien ein großer Festsaal zu sein.

Den Teufel auch, das konnte er eigentlich nicht aushalten, diese Bachantenkunst! Erstens ging das alles aus seiner Tasche — und das war an sich schmerzlich genug — und dann konnte er fröhliche Gesichter und lachende, kreischende Menschen überhaupt nicht leiden — besoffene schon gar nicht.

Wer weiß, was sie alles trieben, was sie ihm alles ruinierten! Da mußte man denn doch mal nach dem Rechten sehen.

Er erhob sich vom Tische, mußte sich aber gleich wieder setzen. Teufel auch — der schwere Rotpou und dann die Bowle! Merkwürdig, je mehr er davon trank, desto besser schmeckte sie. Solch gepantstes Zeug floß zwar wie Del hinein, machte aber auch einen Mordstrich. Zum Glück merkte es keiner — sie schrien und lachten alle selber, seine Gäste.

Mit des Pastors Stoch, den dieser rheumatische Herr stets zur Hand hatte, ging es aber vortrefflich. Er nahm das Rohr, gab sich einen Ruck und humpelte fort, nicht ohne dem Inspektor, der ihn zu solchen Extravaganzen und Ausgaben verleitet, noch vorher einen wütenden Blick zuzuschleudern.

Der bemerkte es freilich nicht — war wohl selbst berauscht. Wenigstens lachte und lärmte der Mensch drüben in der Aristokratencke, wo sie schon bei gewissen Anekdoten waren, am allerlautesten.

Da saßen der alte Baron Maltenitz und der Graf Bettenbach und die zwei Herren von Sellentin. Und sein Inspektor führte das große Wort, erzählte einen Wit nach dem andern; und die Herren lachten sich halbtot, stießen mit ihm an — kurz, diese stolzen Aristokraten, die selbst ihn den Standesunterschied merken ließen, verkehrten ganz vertraulich, wie auf gleichem Fuße, mit seinem Untergebenen, einem armen Teufel von Angestellten.

Wenn auch der Wein, der große Gleichmacher, ein Wörtchen dabei mitsprach, es ärgerte ihn doch. Der junge Herr war schon selbstbewußt genug. Aber morgen wollte er ihm gehörig den Kopf waschen.

Überhaupt — Ordnung schaffen wollte er . . . Ordnung schaffen . . . Lotterwirtschaft! . . . Lotterwirtschaft! . . . Mit solch freundlichen Gedanken trat er seine kleine Inspektionsreise an.

Auf dem ersten Hofe stolperte er über einen Betrunkenen, auf den er solange mit dem Stoch einhieb, bis der Kerl lallend und stuchend aufsprang und davonlief.

„So 'n besoffenes Schwein!“

Hatte augenscheinlich in der Schenke Schnaps getrunken, der Kerl! Denn soviel Bier hatte er ja gar nicht spendiert. Sonst konnten die Leute morgen nichts mehr arbeiten.

Als er in die Scheune trat, wo sie eben die großen Laternen anzündeten — puterrot im Gesicht, mit böse funkelnden Augen, auf seinen Stoch gestützt, nahm sofort der Lärm merklich ab.

Er blinnte sich um. Da stand ja noch eine zweite Tonne Bier, und auch sie schien bereits auf die Reige zu gehen. Er winkte einen älteren Knecht herbei. Zögernd nahte sich der Mann, die Mühe vom Kopfe ziehend.

„Wo habt ihr denn die her?“

„Von Herrn Inspektor Platen.“

Der Alte stieß wütend mit dem Stoch auf. Immer und überall der! Solch ein Großtuer und Berschwender! Wollte sich hervortun, bei den Leuten beliebt machen. Sollte lieber seine paar Groschen zusammenhalten!

Und plötzlich kam ihm ein Gedanke: wenn der Mensch ihn bestahl?! Der junge Herr behauptete zwar, er hätte ein kleines Vermögen. Das konnte aber gelogen sein.

Der Gutsbesitzer hielt zwar strenge Kontrolle; immerhin bot sich dem Inspektor — noch nie hatte er einem Untergebenen so viel Vertrauen geschenkt — manche Gelegenheit, sich zu bereichern. Hatte Platen ihm nicht die Bücher in Ordnung gebracht, wozu er sonst immer einen Buchhalter kommen ließ? Konnte Platen nicht beim Ein- und Verkauf — zweimal hatte er ihn nach Stettin geschickt — einen Schmu gemacht haben?

Man sollte eben keinem Menschen Vertrauen schenken. Mit dieser goldenen Lebensregel war er bisher gut gefahren. Jetzt hatte er sie zum ersten Male nicht befolgt. Von nun an aber wollte er dem lustigen und freigebigen Herrn mit den vornehmen Allüren ordentlich auf die Finger schauen.

Da er nichts weiter zu rügen vorfand — die Leute waren nun einmal laut und vergnügt nach ländlicher Sitte —, so zog der Alte nach einigen sauren Bemerkungen fürdaß. Auf dem zweiten Hofe, wo es jetzt schon ganz dunkel war, stürte er ein Liebespaar von einer Bank auf, das eilends vor dem gestrengen Herrn entfloß.

Dann ging er quer über diesen Hof und bog um die Schafställe herum nach den Gesindekammern ab. Von dort ertönte nahe der Tür ein verdächtiges Richern und Wispern. Aber unvorsichtigerweise fing er an zu husten, seinen trockenen Räusperhusten, den jedes lebende Wesen auf seinem Hofe kannte. Das Lachen verstummte sofort, einige dunkle Gestalten enteilten schnell.

Nun ging er hinten herum zum Seitenflügel des Wohnhauses zurück. In Frigens Zimmer im Hochparterre brannte Licht; lärmendes Sprechen, Gläserklingen, Hochrufe ertönten von dort. Als er unter die Fenster trat, hielt der Junge gerade eine donnernde Rede, in der etwas von „Freiheit, brüderlichem Zusammenhalten, von sonniger Zukunft, gebrochenen Fesseln und dem herrlichen Berlin“ vorkam, und sonst noch allerlei Blödsinn, den er nicht recht verstand. Denn einige andere, anscheinend auch jugendliche Stimmen, lärmten und lachten dazwischen, und ein „Hoch!“ beendete die Ansprache.

Deutlich unterschied er Frigens Stimme, die des jungen Baron Maltenitz, der einige Jahre älter war, und des gleichaltrigen Pastor-Heinz, der seit Ostern in Berlin studierte und jetzt die großen Ferien im Pfarrhause verlebte, übrigens ungeladen mit seinem Vater gekommen war.

Die jungen Herren schienen es sich hier gemüthlich gemacht und auch etwas Trinkbares ergattert zu haben.

Hatten sie sich etwa eine Extrabowle gebraut? Und woher hatten sie den Stoff dazu? Solch eine Frechheit! Da wollte er denn doch nach dem Rechten sehen.

(Fortsetzung folgt)

Der Mann im Abendrot.

Eine Frage bringt uns armen Frauen
Wohl die allergrößte Erdenpein:
Welchem Manne soll man sich vertrauen?
Welcher Mann wird wohl der Rechte sein?

Frage nicht nach Tugend oder Sünden, —
Jeder handelt ja nach höh'rem Zwang.
Wißt du eines Mannes Kern ergründen,
Zeig ihm einen Sonnenuntergang.

Einer, der das Leben niemals meistert,
Zeigt sich von der Sonne goldnem Licht
Viel zu stark erhoben und begeistert, —
Und er macht womöglich ein Gedicht!

Und ein zweiter spricht von Grundstüdkäufen
Weil ihm, wenn am hohen Himmelszelt,
Sich die Gluten und die Farben häufen,
Diese Gegend ausnahmslos gefällt.

Und der dritte, den ich dir empfehle,
Zeigt sich nicht ergriffen, wenn es loht.
Es erinnert einzig seine Seele
Dieses Abendrot ans Abendrot.

Diesen nimm und sei er noch so schüchtern,
Für des Lebens lange Wanderschaft.
Er ist sachlich, häuslich, ehrlich, nüchtern,
Und vor allem ist er dauerhaft!

P u d.

Tiere im Flugzeug.

Eine Herbstplauderei von Heinz Wetten.

Tiere im Flugzeug? Nicht doch! Fliegende Tiere muß es heißen. Um Verlaß! Der Titel ist richtig. Denn nicht von Vögeln, von Käfern, Fledermäusen und anderem fliegendem Getier soll hier die Rede sein, das dank seiner Flügel oder anderer hierzu geeigneter Organe sich frei im Luftmeer beweagt, sondern von Tieren, die auf dem Erdboden herumlaufen, die niemals imstande wären, sich in das Luftreich zu erheben, wenn sie nicht die Kunst verstünden, Flugzeuge zu bauen, in denen sie reisen, nicht anders als die erdgebundenen Menschen.

Flugzeuge der Tiere! Wir alle kennen sie, wir sehen sie im Herbst zu Tausenden durch den Äther ziehen. Schöne poetische Namen gibt man ihnen in den südlichen Ländern; man heißt sie Marienfäden, Mariengarn, auch wohl „Garn der heiligen Jungfrau“, und man erachtet es als eine glückliche Vorbedeutung, wenn an den Röcken und Mänteln solche Marienfäden hängen bleiben.

In den Ländern des Nordens ist das Volk weniger poetisch; dort redet es vom „Altweibersommer“ und ärgert sich über die zähen, klebrigen Fäden, die sich schlecht abbürsten lassen. Dort schilt man über die unnützen, lästigen Spinnen.

Denn jedermann weiß dort, daß die zarten, silbernen Fäden nur Spinnengewebe sind. Aber wie wenige kennen die Bedeutung dieser Gewebe, wie wenige wissen, daß diese Spinnen keine Netze anfertigen, in denen sie ihre Beute fangen wollen, sondern daß sie aus ihren Fäden luftige Fahrzeuge bauen, in denen sie Flugfahrten antreten, gerade so wie die Menschen in ihren Aeroplanen und Luftschiffen?

Denn die Spinnen, die im Herbst zu solchen fleißigen Weberinnen werden, sind keine großen Radspinnen, die ein kunstvolles Netz schaffen, in dem sie auf Beute lauern, sondern kleine Webspinnen, die unter Steinen hauen, Krabben spinnen und Wollspinnen, die niemals Fangnetze herstellen, sondern hinter Steinen und Blättern versteckt auf ihr Wild warten, das sie im Sprung erlangen, wie Tiger und andere Raubtiere.

Nur im Herbst, wenn die kleinen Insekten sterben und die kleinen Spinnen in ihrem Jagdrevier nicht mehr viel zu jagen haben, fertigen sie Gespinste an, kunstlose, leichte Fäden, die lose miteinander verbunden sind und die sie durch die Luft tragen können zu neuen, ergiebigeren Gefilden. Denn dort, wo sie im Sommer lebten, sind sie zur Welt gekommen, viele nebeneinander, und jede ist der anderen ein scharfer Konkurrent im Kampfe ums Dasein gewesen. Mehr noch! Jede ist auch Todfeind der anderen, gegen den sie ihr Leben verteidigen muß. Denn im Spinnenlande ist keine vor der anderen sicher, jede Spinne hat ihre Nachbarin zum Fressen lieb. Die großen Weibchen bereiten aus den kleinen Männchen das Hochzeitsmahl, nachdem diese ihren ehelichen Pflichten genügt haben, und auch sonst läuft jede schwächere Spinne Gefahr, einmal einer größeren zum Opfer zu fallen. Darum ruhen die kleineren Arten im Herbst, wenn ihrer viele beisammen sind und darum die Not am größten ist, das ihnen eingeborene Spinnalent zum Bau von Flugzeugen, in denen sie davonfliegen können.

Sie sind klein und sehr furchtsam, diese Luftpassagiere der

Mutter Natur, und wenn laubere Leute im Herbst die fliegenden Fäden von ihren Mänteln entfernen wollen, finden sie die kleinen Piloten nur sehr selten noch darauf, da diese bei der Berührung sich sofort auf den Erdboden fallen lassen und hinter Steinchen und Erdkrumen verschwinden. Daran mag es wohl liegen, daß die Menschen die Bedeutung jener Silberfäden erst spät erkannt haben, obwohl sie im Herbst sich fast überall finden. Ja, lange wußte man nicht einmal, daß es sich um Spinnengewebe handelt — da man niemals eine Spinne in ihnen fand! — und erging sich in den seltsamsten Vermutungen. Edmund Spencer, ein berühmter englischer Dichter, ein Zeitgenosse Shakespeares, glaubte, daß die Fäden aus getrocknetem Tau gesponnen würden. Robert Hooke, ein Naturforscher, der im Jahre 1703 starb, hielt die Fäden für „ein Erzeugnis der Atmosphäre“, und sprach den kühnen Gedanken aus, daß die großen, weißen Sommersocken aus dem gleichen Stoff bestünden.

Im „Hannoverschen Magazin“ veröffentlicht anno 1763 der Naturforscher Kästner eine gelehrte Abhandlung über die Natur dieser Herbstfäden. Zwar vermutet er bereits, daß sie von Spinnen hergestellt würden. Aber das Wie machte ihm große Kopfschmerzen. Er nennt die Fäden ein „Gebicht“, hergestellt aus einer zähen Materie, die mit den Düften aufsteigt und durch mäßige Sonnenwärme getrocknet und verklebt wird“. Friedrich Stos, ein kursächsischer Bergrat, weiß es besser. Nach ihm ist das wunderliche Gespinnst, das er als „Seide der Mutter Maria“ bezeichnet, ein ausgezeichnetes Produkt der Tannen, wenn es nicht gar vom Nordlicht aus der Luft niedergelassen wird. Seine Auffassung wird vom Pfarrer zu Quedlinburg geteilt, Herrn Johann August Ephraim Göze, dem Bruder des Hamburger Hauptpastors, der durch seine Freundschaft mit Lessing bekannt geworden ist. Auch der hochwürdige Quedlinburger Herr, ansonst ein ausgezeichnete Zoologe, ist der Ansicht, daß der „Altweibersommer“ pflanzlichen Ursprungs sei und hält ihn für eine harzähnliche Ausschüttung.

Daß sich mit einer so wunderlichen Erscheinung, über deren Entstehung sich die Gelehrten gar nicht einig waren, beizeiten auch die Sage beschäftigt hat, ist fast selbstverständlich. Die Kornen, die die Schicksalsfäden der Menschen spinnen, waren auch die Berufstigerinnen der silbernen Herbstfäden, die in manchen Gegenden „Mädchensommer“ heißen, ein Wort, das nicht von Mädchen abgeleitet wird, sondern von „Netjes“ oder „Netten“, das vom angelsächsischen „Neten“, d. h. Abmessen, herkommt und auf die Schicksalsgöttinnen hinweist. Aus diesem „Mädchensommer“ ist dann vermutlich der Weibersommer und der Altweibersommer geworden.

Doch nicht nur die heidnische Sage, sondern auch das Christentum suchte die Herbstgespinste zu „erklären“. Noch heute erzählen in den bayerischen Gebirgsdörfern die Mütter den aufwachenden Kleinen, daß im Herbst die Madonna mit 12 000 Jungfrauen über die Felder fliegt und sie mit silbernen Fäden überspinnt. Anderwärts gelten die Fäden als Reste des Grabgewandes, das von der Jungfrau Maria abfiel, als sie gen Himmel flog. Der englische Name für den Altweibersommer ist: gossamer, was aus godsamer entstanden ist und „das Schleppkleid Gottes“ bedeutet, ein Name, der auf eine ähnliche Ableitung hinweist.

Doch wenn auch die Menschen sich über die Entstehung der seltsamen Fäden den Kopf oft vergebens zerbrachen, so waren sie sich doch ziemlich früh darüber klar, daß man diese Fäden irgendwie nutzen könnte. Zwar lag schon der Prophet Jesajas: „Das Spinnengewebe taugt nicht zu Kleidern“, und die Völker des Altertums und des frühen Mittelalters waren der gleichen Ansicht. Aber im 17. Jahrhundert tauchte der Gedanke, gleich den Fäden der Seidenraupe auch die der Spinnen — nicht nur die der kleinen Herbstspinnen, sondern auch die der großen Radspinnen — zu verwerten, zum erstenmal auf und erscheint nach einigen Mißerfolgen immer wieder.

So heißt es in einer Merseburger Chronik des Jahres 1665, daß „merkwürdige blaue Spinnweben die Äder und Wiesen überzogen, aus denen die Weiber gar artige Bänder und Tüchlein gesponnen haben“, und zu Ausgang des 17. Jahrhunderts stellte der erste Präsident der Rentkammer in Montpellier, Bon, sogar größere Versuche an. Er ließ Spinnen in großen Mengen züchten, ihre Fäden kunstgerecht verarbeiten und Handschuhe und Strümpfe daraus anfertigen! Dann sandte er Muster an die Akademien nach Paris und London und empfahl in einem ausführlichen Gutachten dringend die Zucht von Spinnen, deren Fäden haltbarer und besser seien als die Fäden der Seidenraupen und deren Zucht schon um deswillen lohnender sein müsse, weil die Spinnen sich schneller vermehren. Doch der kluge Physiker Reaumur, der von der Pariser Akademie ernannt „Spinnenprüfungskommission“ angehörte, wies nach, daß die so warm empfohlene Industrie sehr bald wieder eingehen würde, „da erst 663 522 Spinnen ein Pfund Seide liefern und, um die Fabrikation einigermaßen lohnend zu gestalten,

so viel Spinnen gezüchtet werden müssen. Ganz Frankreich hat nicht Fliegen genug, um diese Spinnen zu ernähren."

In außereuropäischen Ländern liegen die Verhältnisse günstiger. Die amerikanische Kreuzspinne vermag einen Faden von 3000 Meter zu spinnen, tropische Webspinnen liefern noch längere und stärkere Fäden. D'Orbigny, ein französischer Gelehrter, der in den Jahren 1826 bis 1834 Südamerika bereiste, rühmte sich sogar eines Paares dauerhafter,

derber Fäden, zu denen südamerikanische Spinnen den Faden geliefert hatten.

Immerhin mag es bis zur Gründung der ersten Spinnwebseidenfabrik noch gute Wege haben und wenn auch unsere Damen fordern, daß die zarten Stoffe, die ihre noch zarteren Beine umhüllen, „wie Spinnweb so fein“ sein müssen, begnügen sie sich doch gern mit den Produkten der Seidenraupe und sind allen wirklichen Spinnweben — spinnefeind.

Das Reich der Technik

Schwimmende Flugplätze auf dem Ozean

Von Ernst Trebesius.

Der Flug über den Ozean, heute noch eine vom Glück begünstigte Glanzleistung wagemutiger Flieger, dürfte schon in einigen Jahren zu einer der vielen Selbstverständlichkeiten unseres an technischen Fortschritten so überaus reichen Zeitalters geworden sein. Ist doch der Bau des ersten schwimmenden Hochseeflugplatzes schon so weit fortgeschritten, daß er bereits im August 1930 dem Verkehr übergeben werden kann. Die amerikanische Regierung hat vor einiger Zeit den Auftrag zum Bau einer solchen im Ozean zu verankernden Insel gegeben, womit der erste Schritt zur Verwirklichung eines regelmäßigen Flugverkehrs über den Atlantik getan wurde. Auf Grund der Erfahrungen, die mit diesem ersten schwimmenden Flugplatz der Welt gesammelt werden, sollen später weitere Inseln gebaut und in entsprechenden Abständen auf dem Atlantik stationiert werden. Erst wenn die Flugzeuge die Möglichkeit haben, die riesige Entfernung zwischen Europa und Amerika in mehreren Etappen zurückzulegen, erst wenn sie in der Lage sind, ihre Betriebsstoffvorräte auf diesen Zwischenlandeplätzen immer wieder zu ergänzen, erst dann wird das heute noch so außerordentlich hohe Risiko eines Ozeanfluges ausgeschaltet, und erst dann besteht die Möglichkeit, außer den Betriebsstoffmengen auch noch zahlende Last mitzunehmen.

Deute müssen die Flugzeuge, die zum Ozeanflug starten, eine so große Betriebsstoffmenge mitnehmen, daß oft dieses oder jenes wichtige Bordinstrument, das zur Sicherung des Flugzeuges eigentlich erforderlich ist, zurückgelassen werden muß, nur um die erfolgreiche Durchführung des Vorhabens in den Bereich der Möglichkeit zu rücken. Die vom Glück begünstigten Flugzeuge, die den Ozean bisher wirklich bezwangen, waren fliegende Benzintanks, deren Flügel sehr große Unkosten verursachten, statt einen Gewinn abzuwerfen. Und hierin kann sich natürlich auch trotz weiterer technischer Vervollkommenung von Motor und Flugzeug nicht viel ändern. Genau wie jeder Kraftwagen und jede Lokomotive muß auch das Flugzeug (sofern der Luftverkehr rentabel sein soll) von Zeit zu Zeit seine Brennstoffvorräte ergänzen. Und diese Möglichkeit soll den Flugzeugen mit der Errichtung schwimmender Flugplätze auf dem Atlantik geschaffen werden.

Wie viele solcher Zwischenlandeplätze errichtet werden müssen, wird sich natürlich erst im Laufe der Zeit ergeben. Bis heute liegen ja noch nicht einmal Erfahrungen über ihre zweckmäßigste Konstruktion, ihre Verankerung auf dem Meeresgrund und ihre Ausrüstung vor. Auch über die Konstruktion des zurzeit im Bau befindlichen Ozeanflugzeugplatzes ist bisher noch nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Von den zahlreichen Vorschlägen, die bisher bekannt geworden sind, scheint der des amerikanischen Ingenieurs Armstrong die beste Bürgschaft für eine spätere Bewährung zu bieten. Sein Projekt sieht eine nutzbare Landungsfläche von 360 Meter Länge und 60 Meter Breite vor. In der Mitte verbreitert sich die Fläche um das Doppelte, da links und rechts von der Startbahn die erforderlichen Flugzeugschuppen, die Reparaturwerkstätten, Unterkunftsräume für die Besatzung und Fluggäste usw. Platz finden müssen. Die Landungsfläche seines schwimmenden Flugplatzes ist also nur halb so lang wie diejenige eines neuzeitlichen Flugplatzes, doch genügt sie für die Landung und den Start der Flugzeuge aus dem Grunde, da sich die Insel in die Windrichtung einstellen kann, während man den Flugplatz auf dem Lande arößere Abmessungen geben muß, um den Flugzeugen einen Start gegen den Wind zu ermöglichen.

Am meisten interessiert bei allen bisher gemachten Vorschlägen, wie sich die betreffenden Fachleute die Schwimmfähigkeit und Verankerung ihrer Flugplätze denken. Denn

bar sind da zunächst zwei technische Möglichkeiten. Der schwimmende Flugplatz kann in Gestalt eines riesigen Pontons gebaut werden, oder er kann aus einer flachen Fahrbahn, ähnlich der Fahrbahn einer Brücke, bestehen, die durch geeignete Schwimmkörper in einer bestimmten Höhe über dem Wasserpiegel gehalten wird. Beide Möglichkeiten sind vorgeschlagen worden. Für die Ausführung kommt natürlich nur derjenige Vorschlag in Frage, der neben größter Betriebssicherheit die geringsten Bau- und Betriebskosten erfordert. Der Ingenieur Armstrong schlägt in seinem Projekt vor, den Flugplatz auf 32 eiserne Hohlzylinder, die 30 Meter Abstand voneinander haben sollen, zu setzen. Diese Hohlzylinder sollen in ihrem Querschnitt von 3,5 mal 10 Meter Stromliniengestalt aufweisen, damit sie den Wellen geringsten Widerstand bieten. Am unteren Ende der Säulen sollen zylindrische Schwimmkörper von 10 Meter Höhe und 9 Meter Durchmesser befestigt werden, die die gesamte Insel tragen. Damit die Schwimmer nicht an der Wasseroberfläche schwimmen, wo sie dem Spiel der Wogen zu sehr ausgesetzt wären, sind besonders gestaltete Schwerkörper in Gestalt langstieliger Pilze, mit dem Kopfe nach unten hängend, unter den Schwimmern angeordnet. Die 32 Hohlzylinder mit ihren Schwimmern und Ballastgewichten sind in geeigneter Weise durch Drahtseile und Schienen miteinander verstrebt, so daß sich eine starre Verbindung der einzelnen Konstruktionselemente ergibt. Der Auftrieb der Schwimmer und das Gewicht der Schwerkörper ist so berechnet, daß die Startbahn etwa 20 Meter über den Wasserpiegel herausragt. Da die Wellen ungehindert unter dem Flugplatz entlang rollen können, so ist zu erwarten, daß die schwimmende Insel von dem Spiel auch sehr hoher Wogen nur wenig oder gar nicht aus seiner ruhigen Lage gebracht wird. Die Verankerung der Hochseeflugplätze wird natürlich um so größere Schwierigkeiten bereiten, je tiefer das Meer an der vorgesehenen Stelle ist. Da jedoch die Anker nach dem erstmaligen Auswerfen nicht wieder gehoben werden brauchen, wie es bei jedem Schiffsanker der Fall ist, so spielt das Gewicht der Ankerseile oder Ankertetten keine Rolle, und so bereitet auch die Verankerung der Flugplätze selbst an der tiefsten Stelle des Ozeans keine unüberwindbaren Schwierigkeiten.

Da der erste schwimmende Flugplatz bereits im August 1930 dem Verkehr übergeben werden soll, so dürfte sich bald die Möglichkeit bieten, nähere Angaben über dieses interessante Bauwerk unserer Tage bringen zu können.

Kranke Metalle gibt es ebenso wie kranke Menschen, Tiere oder Pflanzen. Diese Parallelverbindung geht so weit, daß auch bei den Metallen eine Ansteckung durch Kontakt mit einem kranken Metall erfolgt. Die erste Beobachtung wurde an Orgelpfeifen aus Zinn angestellt, eine spätere an Zinn aus großen Blöcken, welche nach und nach zerfielen. Die Erkrankung, welche „Zinnpest“ genannt wird, erfolgt durch Umformung von weißem Zinn zu grauem. Als Mittel hiergegen wird eine ständige Erwärmung der Räume, in denen Gegenstände aus Zinn aufbewahrt werden, auf stets mehr als 18 Grad empfohlen. Wie „Stein Holz Eisen“, die bekannte, moderne Bauzeitschrift (Verlag in Frankfurt a. M.) mitteilt, ist die Zinnpest aber nicht die einzige Krankheit der Metalle. Ein anderer Gelehrter machte schon vor langer Zeit auf eine weitere Art von Metallkrankheit aufmerksam, nämlich auf die sogenannte Verhärtungskrankheit. Als Objekt dienten zunächst Zinn, dann Weißblech. Dieser Krankheit sind aber nicht nur Zinn und Weißblech unterworfen, sondern auch Blei, Eisen und andere Metalle. Für Ingenieure und Chemiker, dann aber auch für den Bauhandwerker, der beim modernen Häuserbau die verschiedenen Metalle anwendet, sind diese Forschungsergebnisse von besonderer Wichtigkeit.